Zeitschrift: Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie

Band: 90 (2000)

Heft: 4

Artikel: Gemeindeaufbau und Mission als Chance altkatholischer Gemeindeerneuerung

Autor: Rein, Harald

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-404923

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gemeindeaufbau und Mission als Chance altkatholischer Gemeindeerneuerung

Fast gleichzeitig wurde ich angefragt, ob ich im Sommer 2000 auf der Internationalen Altkatholischen Theologenkonferenz ein Referat zum Thema «Gemeindeaufbau/Gemeindeerneuerung» halten könnte und auf dem Anglikanisch-Altkatholischen Sommerseminar ein Referat zum Thema «Mission». Sowohl im Gespräch mit den Veranstaltern als auch bei den Vorbereitungsarbeiten wurde deutlich, dass beide sehr Ähnliches im Auge hatten und meine Annahme bestätigten, dass die Grenze zwischen Mission, Evangelisation und Gemeindeaufbau primär nur eine methodische ist. De facto ist eine «Erneuerung» der Kirche und der Gemeinde nur möglich, wenn alle drei «Hand in Hand arbeiten» und dabei auch den jeweiligen kulturellen Kontext berücksichtigen. Die «Chance» besteht darin, dass Mission, Evangelisation und Gemeindeaufbau zielgerichtet nur möglich sind, wenn zugleich eine ekklesiologische Identitätsdiskussion geführt wird. Daraus ergab sich die Aufgabe,

- den gegenwärtigen Diskussionsstand der Praktischen Theologie im deutsch- und englischsprachigen Raum über diesen Themenkreis zu skizzieren,
- grundsätzliche Fragen ekklesiologischer und pastoraler Art anzuschneiden,
- Impulse für die Praxis zu geben,
- den eigentlichen Ausführungen eine kurze Situierung der europäischen Kirchen in der so genannten Postmoderne vorauszuschicken und
- eine Sprache zu finden, die es ermöglicht, mit diesem Impulsreferat in den Kirchgemeinden praktisch zu arbeiten und sie zur Durchführung eines «Identitätskurses» zu ermuntern.

Trotz aller harten Fakten möchte das Referat dazu anregen, Identitätskurse, Erneuerungsbewegungen, Versuche von Gemeindeaufbau und Mission usw. grundsätzlich – unabhängig von ihrem messbaren Erfolg – als eine konstruktive Chance zu begreifen. Die Zusage Jesu «Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt» gilt für die christliche Kirche als solche und nicht für einzelne Konfessionskirchen und Kirchgemeinden, die auch den Gesetzen der Schöpfung (Geburt, Leben und Tod) unterworfen sind. Es gibt in der Kirchengeschichte grosse Kirchen, die untergingen, und kleine, die gross wurden. Der Geist Gottes weht, wo und wie er will. Sein Massstab ist nicht der unsrige. Es gingen auch

Kirchen unter, die es, «objektiv» gesehen, verdient hätten, weiterzubestehen. Solche Erkenntnis sollte aber nicht resignieren lassen, sondern gerade zum Handeln führen, nämlich in der Zuversicht, «Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt». Lassen Sie sich im folgenden Text daher auch nicht durch die Anwendung von Begriffen aus dem Bereich Management, Organisationspsychologie und Soziologie verunsichern, sondern versuchen Sie, ihren Dienstcharakter zu entdecken. Kirche kann nur Kirche in der Welt sein und nicht in einem geschützten Ghetto. So können meine Überlegungen und Impulse auch in anderen, nicht altkatholischen Kirchgemeinden hilfreich sein. Man muss nur den Schlussteil in Kapitel 2 durch eine eigene Konfessionsanalyse ersetzen.

1. Bedingungen von Kirche sein in der Postmoderne

Obwohl die Nachfrage nach religiösem Angebot in der postmodernen Gesellschaft Europas keineswegs abgenommen hat, befinden sich die meisten historischen und etablierten Volks-, Landes- und Freikirchen auf der Verliererstrasse. Mit dem traditionellen Angebot von Gottesdiensten, Seelsorge, Religionsunterricht, Vereinen und Hausbesuchen wird nur noch die langsam überalternde Kerngemeinde[1] erreicht. Aber auch neue Konzepte, die die distanzierten Kirchenmitglieder und die ausgetretenen in ihrem Alltag (privat, beruflich und in der Freizeit) zu erreichen versuchen, besonders die diakonisch-sozialen und kulturellen Leistungen der Kirchen betonen und zugleich neue Wege kirchlicher Präsenz (z.B. City-Kirchen) gehen, greifen im Sinne eines grösseren Erfolges nicht. Auch die Wiederentdeckung von Evangelisation und Mission oder die bewusst gewählte Ghettoisierung scheinen keine grosse Trendwende zu bringen. Die Hauptgründe für diese Entwicklung sind, dass es heute nicht mehr den Einheitschristen, die Einheitschristin gibt, sondern dass der Glaube – unabhängig von der meist zufällig bedingten Konfessionszugehörigkeit – viele Gesichter hat[2] und dass die Nachfrage nach den Dienstleistungen der Kirchen generell zurückgeht[3]. Religion gilt als eine rein persönlich und individuell ausgerichtete Angelegenheit und verläuft – als re-

[1] Neuere Untersuchungen des Gerontologen Peter Coleman in Grossbritannien belegen, dass auch die Säkularisierung der Menschen, die über 65 sind, immer mehr zunimmt, und die Kirchen diese Gruppe nicht vernachlässigen dürfen.

[2] *K. P. Jörns,* Die neuen Gesichter Gottes, München 1997, und *U. Gerber* (Hg.), Religiosität in der Postmoderne, Frankfurt a. M. 1998.

[3] Ökumenische Basler Kirchenstudie. ANNEX Beilage zur Reformierten Presse 1/99.

ligiöse Orientierungssuche verstanden – nach Patchwork-Mustern ab. Die Kirchen sind nur noch eine Anbieterin neben vielen anderen. Aber gerade darin kann für die Kirchen eine Chance liegen. Vor allem, wenn sie sich nicht als Opfer der Postmoderne begreifen, sondern sich bewusst machen, dass die «Unkirchlichkeit» Europas kein Produkt der Postmoderne ist, sondern bereits im 18. Jahrhundert begonnen hat[4]. Die Kirchen stehen nicht am Anfang eines Prozesses, sondern bereits an seinem Ende, ohne dies lange bemerkt zu haben[5]. Das ist insofern ein zentraler Diskussionspunkt, da man Entwicklungen und Trends – ohne deren wirkliche Ursache zu kennen – nicht sinnvoll entgegenwirken kann. Der Bruch begann bereits, als mit der Aufklärung der Theismus durch einen religiösen Pluralismus und Synkretismus langsam abgelöst und so die Einheit von Gesellschaft und Religion aufgelöst wurde, und als mit der Industrialisierung die Einheit von Arbeit, Wohnen und Freizeit entfiel[6]. Die kirchlichen Strukturen waren lange auf die Einheit von Gesellschaft und Religion und dieser drei Lebensbereiche ausgerichtet und sind es zu einem sehr grossen Teil heute noch[7]. Viele Reformbewegungen in der Kir-

[4] Vgl. *M. Burkhardt,* Die Diskussion über die Unkirchlichkeit, ihre Ursachen und möglichen Abhilfen im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert. Dargestellt an ausgewählten Quellen, Frankfurt a.M. 1999; *M. Kehl,* Wohin geht die Kirche? Eine Zeitdiagnose, Freiburg, ^{3}1996, 19 f.: «Die eigentlichen Wurzeln der gegenwärtigen Problematik von Christentum und Kirche in Europa ... liegen m.E. in der geschichtlich gewachsenen und augenblicklich in eine neue Phase tretenden Verflechtung bzw. Abgrenzung von Kirche und abendländisch-neuzeitlicher Kultur. Weil diese von der Aufklärung geprägte Kultur der europäischen Neuzeit sich ihrerseits in einer starken Umbruchsphase befindet ..., haben alle grösseren und kulturtragenden gesellschaftlichen Verbände oder Institutionen, die aus ihrer jeweiligen Tradition heraus eine bestimmte inhaltlich-weltanschauliche Überzeugung vermitteln wollen ..., auf ihre Weise an den Schwierigkeiten teil, die sich aus dieser allgemeinen kulturellen Entwicklungsphase ergeben.» Dass die Säkularisierung bereits im 18. Jahrhundert begann, zeigte sich auch darin, dass das Bürgertum sich auf Sinnsuche ausserhalb der Kirchen begab. Vgl. dazu *M. Neugebauer-Wölk,* Esoterische Bünde und bürgerliche Gesellschaft – Beziehungen und Widersprüche im Jahrhundert der Aufklärung, in: *P. Rusterholz* und *R. Moser* (Hg.), Bewältigung und Verdrängung spiritueller Krisen: Esoterik als Kompensation von Defiziten der Wissenschaft und der Kirchen, Bern 1999, 75–92.

[5] *G. Schmid,* Plädoyer für ein anderes Christentum: nach 2000 Jahren: anders erleuchtet, anders mündig, anders denken, Zürich 1998, 12: «Wahrscheinlich war das so genannte christliche Abendland nur in seiner Vorgabe, aber nicht in seiner spirituellen Substanz und gelebten Humanität christlicher als die offenkundig nachchristliche westliche Zivilisation.»

[6] Das bedeutet aber nicht, dass es heute keine «Milieus» mehr geben würde. Es sind andere Formen entstanden, wie z.B. Geschmacks-, Richtungs- und Gesinnungsmilieus.

[7] *F. Connan /J.-C. Barreau,* Die Pfarrei von morgen. Vorschläge zur Neugestaltung, Luzern 1968.

che scheitern daran, dass man strukturell die territoriale Pfarrei des Mittelalters, verbunden mit einem entsprechenden Gemeinde- und Kirchenbild, zum Ausgangspunkt neuer Überlegungen und Wege macht. Religion zu Beginn der Postmoderne[8] ist dadurch gekennzeichnet, dass die Kirchen bzw. die Religionen ihr Monopol in einem bestimmten, von ihnen früher durchdrungenen Kulturraum verloren haben[9]. Die ehemals einheitliche Welt hat sich von einem bestimmten Erklärungsmuster der Welt, dem christlichen, verabschiedet und viele Erklärungsmuster zugelassen. Damit haben die Kirchen ihren monopolistischen Zugriff auf die Welt verloren und bisher keine neuen Instrumente gefunden, sich als dekonfessionelle Subkultur neben anderen in einer pluralistischen und multikulturellen Gesellschaft unter deren Marktgesetzen zu behaupten. In Europa sind dies der Materialismus, der Konsumismus, der Individualismus und die damit verbundene Erlebnisgesellschaft.

Abschliessend sei noch betont, dass sich meine Überlegungen und Analysen auf den europäischen Kulturraum beschränken. Weltweit betrachtet nimmt das Christentum als Religion nach wie vor zu und befindet sich keineswegs in einer Krise. Während in Europa die ehemaligen Mutterkirchen sterben, wachsen in anderen Erdteilen ihre ehemaligen Tochterkirchen. Ob die Auswirkungen der so genannten Postmoderne nur eine europäische Angelegenheit sind oder im Rahmen einer Phasenverschiebung mit der Globalisierung auf andere Kulturräume übergreifen, lässt sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht sagen. Denn jede Kultur reagiert anders auf eintretende Entwicklungen. In diesen Kontext gehört auch die häufig von ausserhalb des europäischen Kulturraumes aufgestellte These, dass der Säkularismus eine nicht ohne weiteres über-

[8] «Modern sind soziale Verhältnisse insoweit, als ihre Änderbarkeit und damit Vergänglichkeit in ihrer Definition mitgedacht wird. Damit ist angedeutet, dass der Begriff der Moderne ein Reflexionsbegriff ist, gewissermassen ein Versuch der Selbstdeutung der je gegenwärtigen Epoche, wobei für diese Selbstdeutung charakteristisch ist, dass sie die jeweilige Gegenwart als Durchgang auf eine Zukunft hin versteht ... Während das moderne Bewusstsein das jeweils Neue dem Älteren gegenüber als zumindest für den Augenblick überlegen versteht, ist dies von einer postmodernen Orientierung nicht mehr möglich: die pluralen Orientierungen ... sind nicht gegeneinander verrechenbar ... Phänomenologisch orientierte Analysen beschreiben das Phänomen der Moderne anhand von Merkmalen, die die gegenwärtige Gesellschaft von früheren, älteren Gesellschaften unterscheidet. Dazu gehören häufig gerade religiöse Institutionen. An ihnen scheint sich der Unterschied zwischen modernen Gesellschaften und älteren, traditionellen Gesellschaften besonders deutlich zu zeigen.» Siehe *K.-F. Daiber,* Religion unter den Bedingungen der Moderne. Die Situation in der Bundesrepublik Deutschland, Marburg 1995, 9 f.

[9] Siehe *A. N. Whitehead,* Wie entsteht Religion?, Frankfurt a.M. 1985.

tragbare Erfindung der abendländischen Kultur bzw. des Christentums sei und daher anderen Kulturen bzw. Religionen nicht eingeredet werden dürfe. Andererseits ist nun mal der Säkularismus Ausdruck und Voraussetzung des modernen demokratischen Rechtsstaates europäischer und angelsächsischer Prägung, der sich als übergreifender Konsens auch in den anderen Kulturen durchzusetzen scheint. So gesehen hat das europäische Christentum einerseits die Postmoderne als Ursache seiner Krise mitgeschaffen, andererseits liegt darin die Chance für eine noch höhere Form des christlichen Glaubens: Die Mitglieder einer Gemeinde bzw. Kirche sind wirklich freiwillig dabei und nehmen ihren Individualismus von selbst zurück, wo er die Gemeinschaft, die sie selbst gewählt haben, und deren Werte bedroht[10]. Wie in seinen Anfängen steht das Christentum einer «laizistischen» Gesellschaft und ihrer Moral gegenüber. Kann nicht Säkularisierung einen Glauben hervorbringen, der, anstatt die ganze Gesellschaft mit seinen Werten beherrschen zu wollen, in Freiheit und Mündigkeit in ihr als vorbildliche und durch sich selbst überzeugende Alternative lebt[11]? Postmoderne Kultur und Christentum sind keine sich ausschliessenden, miteinander kämpfenden Gegensätze, auch wenn sie oft so empfunden werden. Religion als solche ist keineswegs ein Relikt vergangener Zeiten. Die Individualisierung bzw. die «Subjekt-Emanzipation» kann nicht nur als ein Charakteristikum der Neuzeit verstanden werden, sondern der Menschheitsentwicklung überhaupt, die gerade dem christlichen Glauben entspricht[12].

2. Jede Gemeinde, die nicht wächst, stirbt

Da die Kirchen durch die in der Einführung beschriebene Entwicklung ihren monopolistischen Zugriff auf die Welt (Einheit von Wohnen, Arbeit, Freizeit und Glauben) verloren haben und sie in der Gesellschaft nur noch ein Teilsystem neben anderen sind, gelten für sie die Gesetze und die Massstäbe des freien Wettbewerbs. In der heutigen Zeit geht man davon aus, dass ein Unternehmen oder ein soziales Gebilde in der Regel nicht länger als 30 Jahre unverändert existiert.

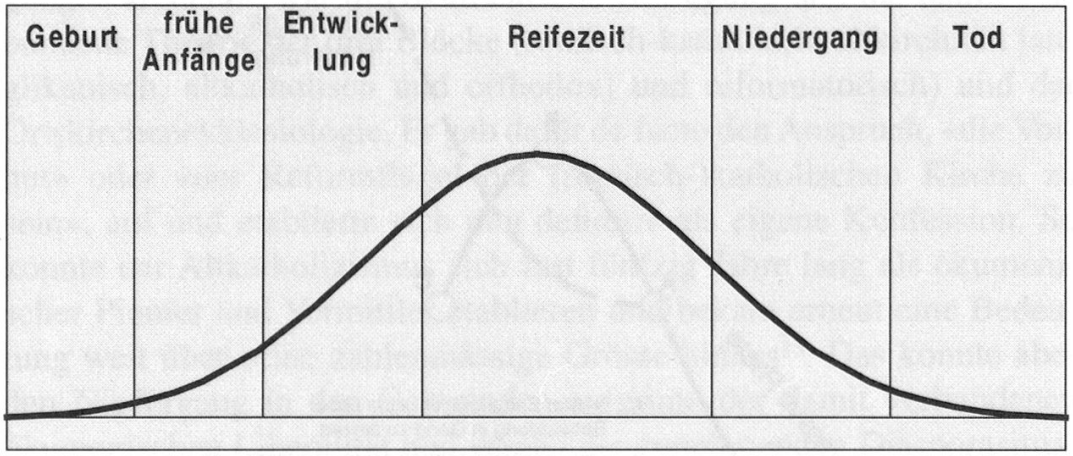
[10] Die Menschen, die sich wegen eines starken Orientierungs- und Sicherheitsbedürfnisses totalitäre Religionsgemeinschaften (= Sekten) suchen, gibt es zwar auch. Sie dürften aber wohl eine Minderheit ausmachen.

[11] *F. Gogarten,* Verhängnis und Hoffnung der Neuzeit, Stuttgart 1953.

[12] *W. Kramer,* Gemeindeaufbau in pastoraltheologischer Sicht, in: *U. Fink/R. Zihlmann* (Hg.), Kirche – Kultur – Kommunikation: Peter Henrici zum 70. Geburtstag, Zürich 1998, 622.

Dann gibt es es nicht mehr oder anders. Jede Organisation, gleich welcher Art, durchläuft einen bestimmten Lebenszyklus. Diesen Lebenszyklus sieht der freikirchliche Theologe *Michael Noss*[13] folgendermassen:

Lebenszyklus einer Organisation

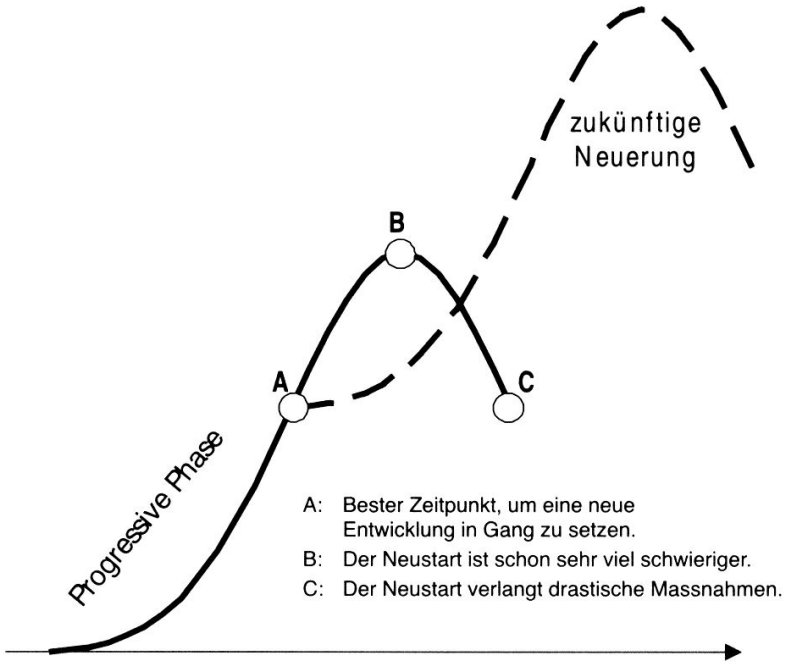


Nach *Noss* opfert die Gründergeneration in der Geburtsphase ideell und materiell viel. Sie folgt einer Vision. Folglich sind in der Phase der frühen Anfänge die Strukturen noch sehr flexibel. Verfassungs- und Kompetenzfragen sind sekundär. Trotz aller möglichen Konflikte überwiegt das Gemeinsame. Mit der Phase der Entwicklung und einer gewissen Masse werden Ordnungen nötig. Es entstehen Systeme und Programme. In der Phase der Reifezeit werden das Programm und die Struktur vervollkommnet. Hauptziel ist, das Erreichte, von dem man überzeugt ist, zu bewahren. Traditionen werden wichtiger als Visionen. Nichts geht mehr ohne die zuständigen Organe. Da so keine grossen Veränderungen mehr zugelassen werden – die Welt sich aber weiter dreht –, ist der Niedergang unausweichlich. Dies wird aber oft vor dem Erreichen einer kritischen Masse nicht bemerkt oder verdrängt. Am Ende kommt der Tod der Organisation. Letzte Aktivitäten sind nur noch von den Möglichkeiten einzelner Mitglieder abhängig. Die Strukturen verlieren ihre Bedeutung. Das Tragische ist: Um einen solchen Lebenszyklus zu durchbrechen, ist der beste Zeitpunkt für Veränderungen,

[13] *M. Noss,* Aufbrechen – verändern – gestalten. Auf dem Weg zu einer einladenden Gemeinde, Wuppertal 1999, 23.

bevor eine Organisation ihren Höhepunkt erreicht hat. Danach wird es immer schwieriger. *Michael Noss*[14] stellt dies so dar:

Wann Veränderungen einführen?



Wenn ich mir die Geschichte der westeuropäischen altkatholischen Kirchen anschaue und sie aus heutiger Sicht interpretiere, komme ich zu der These, dass sie sich sehr wohl in der Vergangenheit – sei es bewusst oder unbewusst – verändert und der «Marktsituation» angepasst haben. Es lässt sich nämlich nicht leugnen, dass die altkatholische Bewegung bereits um 1900 am Versanden war. Der Anspruch, die (alte) katholische Kirche zu sein, liess sich zahlenmässig und von der gesellschaftlichen Bedeutung her nicht aufrechterhalten. Ohne die materielle Hilfe des Staates wäre wahrscheinlich die Bistumsstruktur in Deutschland und in der Schweiz damals schon arg geschrumpft. Auch die Lehrstühle in Bern und Bonn, die den Altkatholizismus wissenschaftlich und ökumenisch mit auf einem hohen Niveau hielten, hätten ohne staatliche Unterstützung durch die Kirchen allein nicht getragen werden können. Mit Ausnahme der Niederlande und der Schweiz konnten die Geistlichen nicht in genügender Zahl aus den eigenen Reihen rekrutiert werden. Als katholisch wurde von der Öffentlichkeit primär nur die römisch-katho-

[14] A.a.O., 27.

lische Kirche wahrgenommen. Eine Vergrösserung auf Weltebene durch die Hinzunahme neuer Mitglieder erwies sich nicht als erfolgreich. Meist endete dies in Skandalen (wie z.B. in England mit der Mathew-Affäre und im russisch besetzten Polen mit der Kowalski-Affäre. Letztere führte die Mariavitenkirche aus der Utrechter Union und ins Schisma). Die veränderte Vision, in die sich der Altkatholizismus – wenn auch historisch und dogmatisch nahe liegend und aus innerer Überzeugung – «rettete», war die ökumenische Bewegung und die damit verbundene Theorie der drei Blöcke (römisch-katholisch, altkirchlich [anglikanisch, altkatholisch und orthodox] und reformatorisch) und der Ortskirchenekklesiologie. Er gab dafür de facto den Anspruch, «die Vorhut» oder «der Reformflügel der (römisch-)katholischen Kirche zu sein», auf und etablierte sich nun definitiv als eigene Konfession. So konnte der Altkatholizismus sich fast fünfzig Jahre lang als ökumenischer Pionier und Vermittler etablieren und bekam erneut eine Bedeutung weit über seine zahlenmässige Grösse hinaus[15]. Das konnte aber den Niedergang in den Gemeinden aufgrund der damit verbundenen ökumenischen Liberalität und wegen der zunehmenden Diasporasituation nicht aufhalten, und ab 1960 ging seine ökumenische Leaderrolle nach und nach verloren, da nun kirchliche Kontakte aller Art bilateral möglich wurden. Aber wie wachsen und sich erneuern? Die altkatholischen Gemeinden können – wie jede andere Kirche auch – ihren Mitgliederbestand aufgrund des Nachwuchses aus den eigenen Reihen nicht halten; mittlerweile gilt das auch in den Niederlanden, der Schweiz und in den USA. Es bleibt das Geheimnis des Glaubens, warum z.B. die Kinder von engagierten Eltern bisweilen anders konfessionell heiraten und taufen, während die Kinder nicht engagierter Eltern oft in ihrer Konfession bleiben wollen und sich für diese interessieren, oder von aussen neue Mitglieder von selbst hinzukommen. Unzufriedene aus anderen Kirchen reichen dafür jedoch nicht aus. Denn im Grunde genommen ist der christliche Kuchen verteilt. Wer bereits in einer Kirche engagiert ist, will in der Regel seine Kirche, in der er sich wohlfühlt, bewahren oder verändern, aber nicht austreten und woanders eintreten. Es sei denn, jemand ist existentiell betroffen. «Missionierbar» sind nur die

[15] Die amerikanischen Altkatholiken in der PNCC gingen einen anderen Weg. Ihre Vision war neben der Unabhängigkeit von Rom das Polnische. So ist einerseits ihr ursprünglicher Erfolg als Emigranten- und Einwandererkirche zu erklären, anderseits aber auch verständlich, warum sie, um ihre Identität nicht zu gefährden, keine engen Kontakte mit den Anglikanern in den USA wollten und heute in der dritten und vierten Generation grosse Mühe haben, ihre Identität zu bewahren.

nicht Engagierten, die anscheinend Desinteressierten und die Aussenstehenden[16]. Das erfordert ganz andere Angebote und Methoden. Das Problem in Europa ist nicht, dass es zu wenig Christen und Christinnen hat, sondern der Skandal ist, dass die meisten Getauften niemals Zugang zu einer christlichen Gemeinde finden[17].

3. Man kann gar nicht den Glauben nicht weitergeben

Bereits die frühe Kirche war Missionskirche. Es ging um die «Bekehrung» von Nichtchristen. Erst mit dem ausgehenden Mittelalter und der Reformation wird die Notwendigkeit der Evangelisation auch auf Menschen bezogen, die bereits getaufte Christen sind und ihr Christsein nicht konsequent genug lebten. In der Folge davon wird später mit der Kolonialisierung fremder Kontinente für die Bekehrung der Nichtchristen der Begriff Mission verwendet, gleichzeitig aber durch den Pietismus und ähnliche Strömungen zwischen äusserer und innerer Mission unterschieden. Innere Mission meinte wie Volksmission die (Wieder-)Erweckung des Glaubens unter «toten» Christen. Ohne auf die ganze Begriffsgeschichte in meinem Kontext eingehen zu wollen, lässt sich im Hinblick auf die Gegenwart festhalten: Da die Wörter Mission und Evangelisation bei Christen und Nichtchristen wegen ihrer geschichtlichen Belastung negative Gefühle hervorrufen, setzten sich im englischen Sprachgebrauch «renewal» und «New Evangelism» durch und im deutschen «Erneuerung», «Neuevangelisierung» und «Gemeindeaufbau». Daraus ergeben sich für mich folgende Definitionsmöglichkeiten:

Mission = die Menschen auf Gott neugierig machen und ihnen seine Liebe bringen, einschliesslich soziale Tätigkeit.

Evangelisation = die bereits vorhandenen Gemeindemitglieder bzw. nominellen Christen ermuntern, «mehr bewusste Jüngerinnen und Jünger» zu sein.

Neuevangelisierung = neuer Begriff für Mission und Evangelisierung im eben beschriebenen Sinne.

[16] Vgl. *A. Feige*, Kirchenmitgliedschaft in der Bundesrepublik Deutschland. Zentrale Perspektiven empirischer Forschungsarbeiten im problemgeschichtlichen Kontext der deutschen Religions- und Kirchensoziologie nach 1945, Göttingen 1990; *M. N. Ebertz/F. Schultheis* (Hg.), Volksfrömmigkeit in Europa. Beiträge zur Soziologie populärer Religiosität aus 14 Ländern, München 1986.

[17] *Chr. A. Schwarz*, Grundkurs Evangelisation. Leise werben für die Gute Nachricht, Rothrist 1993, 32.

Gemeindeaufbau = Zusammenwachsen und Stärken der bereits vorhandenen Gemeinschaft.

Die Grenzen sind dabei fliessend, und ich sehe daher alle drei Bereiche (Mission, Evangelisation und Gemeindeaufbau) als eine Einheit. Denn verschiedene Untersuchungen haben gezeigt, dass in der postmodernen Gesellschaft kaum strukturelle Differenzen zwischen Kirchenmitgliedern und Konfessionslosen im Blick auf Lebenssinn und individuelle Gottesvorstellungen auszumachen sind. Es gibt z.B. engagierte Christen, die an die Wiedergeburt glauben und Reinkarnationskurse besuchen. Hinzu kommt, dass die Voraussetzungen an jedem Ort anders sind. In einer Landgemeinde, wo jeder jeden kennt, braucht es kein Citykirchenprojekt. Wichtiger ist, dass es an jedem Ort ein entsprechendes Problembewusstsein gibt und nach den jeweils angemessenen Formen von Mission und Gemeindeaufbau gesucht wird. Im Extremfall kann das natürlich heissen: Es ist zu spät oder aussichtslos. Aber auch bewusstes Sterben kann ein kreativer Prozess sein (vgl. die Auflösung der katholisch-apostolischen Bewegung). In meinem Kontext verwende ich den Begriff Mission im eben beschriebenen Sinne, fasse Evangelisation und Gemeindeaufbau unter dem Begriff Gemeindeaufbau zusammen und setze Mission und Gemeindeaufbau in eine dialogische Beziehung. Denn ein Innen und Aussen im Sinne von äusserer und innerer Mission zu unterscheiden geht eigentlich am Wesen der Kirche vorbei. Mission ist nach Lukas 10,1–16 letztlich gar nicht ohne gemeinsames Leben (z.B. Anteilnahme, Essen und Trinken usw.) und ohne leibhaftigen Liebesdienst möglich. Eine Kirche, die nicht missionarisch ist, hört auf, Kirche zu sein. Im Gegensatz zu früheren Missionsmethoden wird heute der «missionierende Organisationstyp» positiv so charakterisiert:

«(1) Zielgerichtetheit und Vision; (2) gleiche Ausrichtung der Organisationsmitglieder dank ihrer Identifikation mit der Mission; das ermöglicht offene Kommunikation u.a.; (3) Achtung vor Menschen, was sich z.B. in hohem Vertrauen auf ihre Fähigkeiten ausdrückt; das hat weiter gehende Konsequenzen für die Leitung. Ihre primäre Aufgabe ist es, Lernsituationen zu schaffen; (4) eine Struktur, deren Merkmale Einfachheit und kleine autonome Arbeitsbereiche sind; (5) eine Balance zwischen Verstand und Intuition, was grossen Freiraum für Experimente u.a. bedeutet.»[18]

[18] *J. Hendriks,* Gemeinde von morgen gestalten: Modell und Methode des Gemeindeaufbaus. Aus dem Niederländischen übersetzt von U. Wirth und redaktionell bearbeitet von J. Haasen, Gütersloh 1996, 140.

Mission stellt nicht eine beliebige Aufgabe kirchlicher Verkündigung dar, sondern deren «Ur-Berufung». Ihre Sendung besteht darin, den Menschen das Evangelium Christi zu verkündigen und vorzuleben. Auch wenn der Begriff durch die Art und Weise, wie in der Vergangenheit Mission stattgefunden hat, negativ dem Kolonialismus zugeordnet wird, ändert das nichts am ursprünglichen Anliegen. Hinzu kommt, dass sich auch das heutige Missionsverständnis gewandelt hat und ganzheitlicher im Sinne eines Teilens von Glauben und Leben allgemein verstanden werden kann[19].

Konkrete Möglichkeiten im europäischen Kontext wären zum Beispiel:

- Citykirchenprojekte,
- eine bestimmte soziale Tätigkeit mit Spendensammlung,
- Aktionswochen mit Tag der offenen Tür,
- die Kasualkontakte,
- die Kontakte zu nicht Glaubenden durch eigene Spitäler, Kindertagesstätten und Schulen und durch offene Bildungsangebote vergrössern,
- Radio, Fernsehen (beim heutigen Überangebot nur sinnvoll, wenn man wirklich gut ist),
- Quartierarbeit und dabei mögliche Segmentierungen prüfen, wie z.B. nach Alter, Zeit, Beruf, Schicksal und Bevölkerung.
- Hinzu kommen Länder und kulturspezifische Möglichkeiten. Ich kann mir z.B. eine Pub-Mission, wie ich sie in England erlebt habe, in der Schweiz nicht vorstellen. Auch scheinen die jeweils vorherrschenden «Gottesbilder» die Art und Weise der Glaubensvermittlung zu beeinflussen. Während im katholischen und anglikanischen Bereich ein «guter» Gott im Vordergrund steht, trägt er im reformatorischen Bereich eher die Züge eines verborgenen und nicht verstehbaren Gottes.

Bei dieser Auflistung werden viele denken: Das machen wir ja schon alles, und es hat nichts gebracht[20]. Die Hauptursache dafür ist m.E., dass man sich an vielen Orten auf Mission im Sinne verstärkter Öffentlich-

[19] *K. Schäfer* (Hg.), Zu einer Hoffnung berufen – Das Evangelium in verschiedenen Kulturen. Berichtsband zur elften Konferenz für Weltmission und Evangelisation in Salvador da Bahia, Frankfurt a.M. 1999.

[20] *N. Mette/M. Blasberg-Kuhnke,* Kirche auf dem Weg ins Jahr 2000. Zur Situation und Zukunft der Pastoral, Düsseldorf 1986, 14.

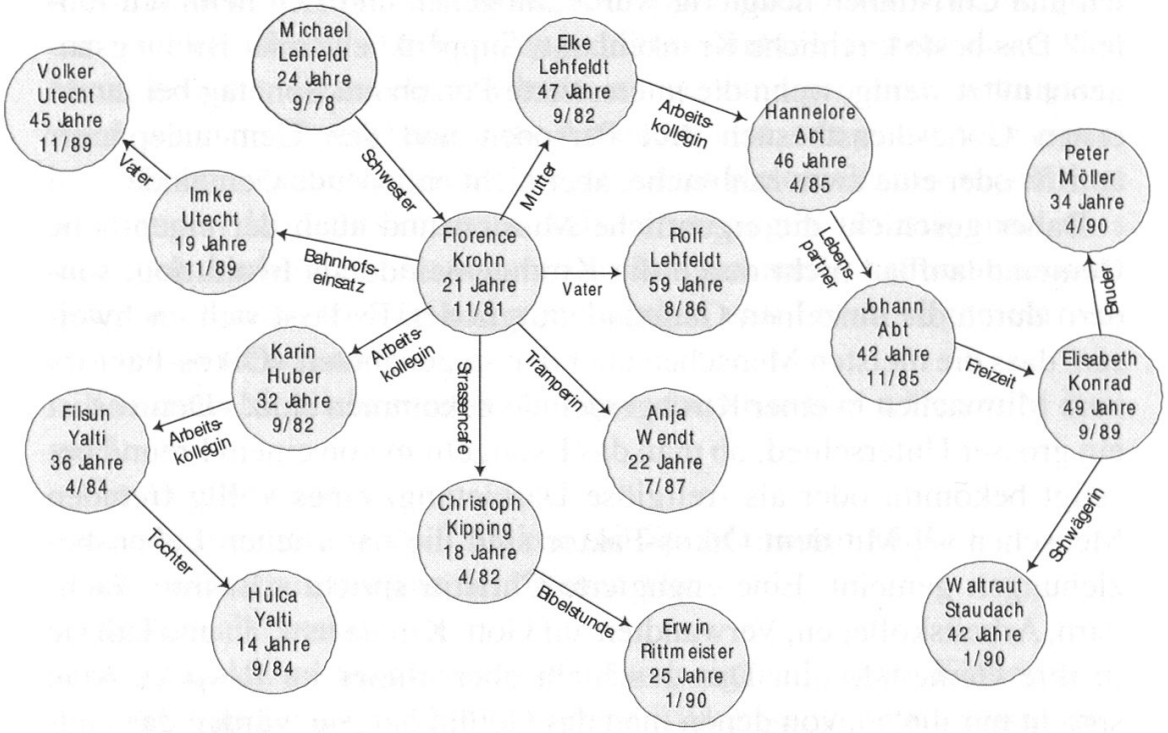
keitsarbeit und diakonischer Tätigkeit beschränkt und nicht zugleich den Gemeindeaufbau angeht. Denn wohin soll jemand, der auf die Christen und Christinnen neugierig wurde, hingehen und sich heimisch fühlen? Das beste kirchliche Krankenhaus, Suppenküche oder Bildungsangebot nützt wenig, wenn die interessierte Person am Sonntag bei ihrem ersten Gottesdienstbesuch drei Personen und den Gemeindepfarrer antrifft oder eine zwar zahlreiche, aber nicht einladende Gemeinde.

Daher geschieht die eigentliche Mission und auch der eigentliche Gemeindeaufbau nicht durch die Kirchgemeinde als Institution, sondern durch die einzelnen Gemeindemitglieder. Es lässt sich nachweisen, dass die meisten Menschen über den so genannten «Oikos-Faktor» zum Mitmachen in einer Kirchgemeinde gekommen sind. «Denn es ist ein grosser Unterschied, ob man das Evangelium von einem Freund bezeugt bekommt oder als ‹religiöse Darbietung› eines völlig fremden Menschen.»[21] Mit dem Oikos-Faktor sind die natürlichen Lebensbeziehungen gemeint. Eine engagierte Christin spricht z.B. ihre Nachbarn, Arbeitskollegen, Verwandten auf Gott, Kirche usw. an und lädt sie in ihre Gemeinde ein. Das geschieht aber immer im Respekt. Man spricht nur die an, von denen man das Gefühl hat, sie würden das vielleicht schätzen, und drängt nicht weiter, wenn sie ablehnen. Auf die altkatholische Kirche übertragen, könnte dies bedeuten: Wenn jedes Mitglied in seinem ganzen Leben nur ein neues Mitglied für seine Kirche «gewinnt», wäre zumindest der Bestand seiner Gemeinde «gesichert». In volkskirchlichen Kreisen wird die Bedeutung des Oikos-Faktors generell unterschätzt, obwohl ihm eine grössere Wirksamkeit zukommt als Grossveranstaltungen und Werbung: Einer sagt's dem anderen. Ich möchte dies mit einer Grafik[22] von Christian Schwarz veranschaulichen. (Siehe Grafik S. 256)

Die Vermittlung durch den Einzelnen ist auch deshalb zentral, weil man sich des Eindrucks nicht erwehren kann, dass die volkskirchlich geprägten Kirchen als Institutionen fast Angst haben, ihre Botschaft (Jesus Christus als das Heil der Welt) zu laut und zu deutlich anzupreisen, um nicht als fromm und sektiererisch zu gelten. Aber vielleicht lässt sich das, was die Menschwerdung Gottes in Christus (Inkarnation) für das eigene Leben bedeutet, nur persönlich mitteilen.

[21] *Chr. A. Schwarz,* Grundkurs Evangelisation, a.a.O., 20.

[22] A.a.O. Die in der Grafik «Der Oikos-Faktor» angegebenen Daten beziehen sich bei *Schwarz* auf das «Bekehrungserlebnis».



3.2 Gemeindeaufbau

Gemeindeaufbau meint in der einschlägigen theologischen Literatur den inneren Aufbau der Kirchgemeinde. Umstritten ist nur, ob dieser innere Aufbau sich selbst genügen darf (mehr volkskirchliche/landeskirchliche Tradition) oder auch immer zugleich die Mission (mehr freikirchliche Tradition) im Auge haben muss[23]; und wenn ja, vor allem, in welchem Mass? Viel wichtiger ist aber, dass sich die Praxis und die Praxistheorie einer Kirchgemeinde entsprechen. Dabei kann man sich an folgenden drei Fragen orientieren:

«1. Welche wünschenswerten Funktionen sollte die Kirchengemeinde auf ihre Mitglieder und auf ihre soziale Umwelt ausüben, und welche Prioritäten sollte sie dabei setzen? 2. Welche Funktionen übt die Kirchengemeinde tatsächlich aus, und welche Prioritäten setzt sie dabei? 3. Welche invariablen bzw. variablen Strukturelemente sind für die Ausübung der wünschenswerten Funktionen der Kirchengemeinde förderlich bzw. hinderlich?»[24]

[23] *Chr. Bäumler,* Gemeindeaufbau, in: *F. Klostermann/R. Zerfass* (Hg.), Praktische Theologie heute, München 1974, 418.

[24] A.a.O., 423.

Mit der Beantwortung dieser Fragen erhält der biblisch-theologische «Koinonia-Begriff» seine jeweilige zeitlich und konfessionell bedingte Realisierung. Prioritäten musste die kirchliche Praxis zu allen Zeiten setzen. Noch nie konnten Seelsorger/innen und Gemeinden jener Aufgabenfülle Herr werden, die ihnen der Alltag auf die Schultern lud[25].

In unserem Zusammenhang möchte ich den Schwerpunkt auf das Vorstellen konkreter Ideen legen und die Geschichte des Gemeindeaufbaus nur sehr kurz skizzieren: Die Frage nach lebendiger Gemeinde und dem Wesen der Gemeinde wurde im deutschsprachigen Protestantismus der Neuzeit durch den Pietismus und die Entstehung verschiedener Freikirchen aufgeworfen und immer wieder von einzelnen Theologen und Richtungen thematisiert[26]. Die Gegenwartsdiskussion wurde vor allem durch den deutschen Herner Superintendenten Fritz Schwarz und seinen Sohn Christian A. Schwarz geprägt[27] und durch die, welche zustimmend oder widersprechend reagierten. Dafür seien in Auswahl Manfred Josuttis, Christian Möller und Manfred Seitz genannt. Im katholischen Bereich wurde nach dem Zweiten Vatikanischem Konzil der Begriff Pfarrei durch Gemeinde und der Begriff Kirche durch Gemeindekirche ersetzt[28]. Die damit verbundene Literatur ist mit Namen wie Norbert Mette, Rolf Zerfass, Norbert Greinacher, Leo Karrer, Michael P. Zulehner und Leonardo Boff verknüpft. Sowohl im katholischen als auch im protestantischen Bereich war der Gemeindeaufbau mit den beiden Fragen konfrontiert: Was ist überhaupt Gemeinde? Was ist die Aufgabe des Gemeindeleiters/der Gemeindeleiterin? Das Dilemma, das dahinter steht, ist: Eigentlich müssten Getaufte als Heilige Gottes nicht mehr «missioniert» oder «aufgebaut» werden; aber die Mehrzahl der Getauften praktiziert ihren Glauben nicht. Es geht also um die fundamentale Frage nach der Bedeutung des Glaubens. Die Folge davon ist, dass die Volks- und Landeskirchen (innere und äussere Mission) im Gegensatz zu den Freikirchen (nur äussere Mission) eine Doppelstrategie vertreten. Die daraus resultierenden Fragen und Aufgaben eines Gemeinde-

[25] *E. Schulz,* Im Auftrag des Menschenfischers. Gemeindepastoral im Jahr 2000, München 1993, 15.

[26] *Chr. A. Möller,* Lehre vom Gemeindeaufbau, Band 1, Göttingen 1987.

[27] *F.* und *Chr. A. Schwarz,* Theologie des Gemeindeaufbaus. Ein Versuch, Neukirchen-Vluyn [3]1987.

[28] Vgl. *J. Müller,* Pastoraltheologie. Ein Handbuch für Studium und Seelsorge, Graz 1993.

aufbaus sind: «a) Wie können vorhandene Gemeinden erneuert werden und im Glauben wachsen?»[29] Wer sind wir und wozu gibts uns an diesem Ort? «b) Wie können nicht glaubende Getaufte wieder zum Glauben kommen? c) Wie können die Fernstehenden zurückgewonnen und aufs Neue eingegliedert werden?»[30] d) Wie können Aussenstehende hinzugewonnen werden?

Die Frage ist aber, ob eine Kirchgemeinde – insbesondere solange alles noch gut läuft und die Aktiven es «schön miteinander haben» – die eben genannten Fragen wirklich stellt, und für sie zutreffend beantwortet. Hinzu kommt, dass soziologisch erwiesen ist: Je länger jemand Christ ist, desto mehr sinkt sein Wille, andere zu missionieren. Daher empfiehlt die moderne Gemeindeaufbauliteratur die regelmässige Beratung von aussen, sei es durch unabhängige Dritte als Gemeindeberater/in oder durch die Wiederbelebung des alten Visitationsgedanken durch die Kirchenleitung[31]. Jedes System, das sich «anpassen» muss, wird von der Sorge beherrscht, seine «Identität» zu verlieren. Auch wenn solche Sorgen berechtigt sind, kann es sich um falsche Ängste und Bequemlichkeit handeln. Hilfreich kann sein, den Blickwinkel zu wechseln und zu versuchen, seine Gemeinde von aussen zu betrachten: Wie sieht sie aus der Sicht der Nachbargemeinde, des Bistums, der Öffentlichkeit usw. aus? Bereits hier muss aber vor übertriebenem Reformeifer gewarnt werden. Nicht alles passt zu jeder Gemeinde. Es muss realistisch vorgegangen werden. Es ist nicht alles machbar. Die Gründe dafür können sehr verschieden sein (die Kirche liegt am falschen Ort, die Gemeinde ist bereits überaltert[32] und es gibt keine jungen Leute, der Pfarrer ist nicht der Typ dafür, das politische und religiöse Umfeld lässt keine Mission zu usw.). Im volkskirchlichen Kontext würde das heissen: Die Kirchgemeinde sollte versuchen, die Gaben anzunehmen, zu verwirklichen und zu verteilen, die ihr der Engel über die Mauer des Para-

[29] *M. Seitz,* Erneuerung der Gemeinde. Gemeindeaufbau und Spiritualität, Göttingen 1985, 50.

[30] A.a.O.

[31] *F. Krause,* Visitation als Chance für den Gemeindeaufbau, Göttingen 1991.

[32] In freikirchlicher Literatur wird oft die These vertreten, dass es leichter sei, eine neue Gemeinde zu gründen als eine «tote» wieder zu beleben. Das klingt zwar sehr hart, ist aber auch psychologisch und soziologisch einleuchtend. M.E. kann Erneuerung und Gemeindeaufbau so lange noch gelingen, wie Kerngemeinde, Kirchenpflege und Pfarrer motiviert sind. Wenn sie bereits resigniert haben und nicht mehr neu aufbrechen wollen, ist es meistens zu spät!

diesgartens zuwirft.[33] Die Gemeinde orientiert sich so an ihren Gaben, nicht an ihren Aufgaben. So lautet auch einer der Programmsätze der Jakobusgemeinde in Tübingen und ist indirekt nach Theo Sundermeier der heimliche Leitsatz des Themenheftes «Missionarische Gemeinde» der Zeitschrift Evangelische Theologie[34], das 1998 im protestantischen Raum ein grosses Echo auslöste.

Möglichkeiten – je nach vorhandenen Gaben – wären zum Beispiel:

- Die Kirchgemeinde macht durch besondere Aktionen auf sich aufmerksam. Ein eher exotisches Beispiel wären die Pastoren in der norddeutschen Stadt Lübeck, die sich am 19. März 2000 in vollem Talar von ihren Kirchtürmen abgeseilt hatten. Mit dieser sportlichen Leistung hofften sie, mehr Leute ihrer Gemeinde zum sonntäglichen Kirchgang zu bewegen[35];
- wie bei der Mission mögliche Segmentierungen prüfen, wie z.B. nach Alter, Zeit, Beruf, Schicksal, Quartier und Bevölkerung. Welche Interessen haben diese Gruppen, und wann Zeit? Die klassischen Differenzierungen wie z.B. Kerngemeinde, Randgemeinde, Gelegenheitsgemeinde usw. greifen nicht mehr[36];
- bei den so genannten Übergangsphasen beschäftigen sich die meisten Menschen mit Gott. In diesen Phasen sollten sie nach der Idee des Oikos-Faktors von Freunden, Nachbarn und Bekannten, die in einer Kirchgemeinde aktiv sind, angesprochen und begleitet werden[37]. (Siehe Grafik S. 260 oben)

Mir erscheint dies nicht unproblematisch. Die meisten von Christian Schwarz genannten Übergangsphasen sind Lebensphasen mit einem hohen Stressfaktor. Eigentlich sollten Kirche und christlicher Glaube in den guten und stressfreien Lebensphasen des Menschen wirksam werden, um dann in den schlechten zu tragen. Daher sind mir Grafiken[38] aus

[33] *H.-U. Perels,* Wie führe ich eine Kirchengemeinde? Möglichkeiten des Managements, Gütersloh 1990, 8.

[34] Evangelische Theologie *58* (1998) 413–479.

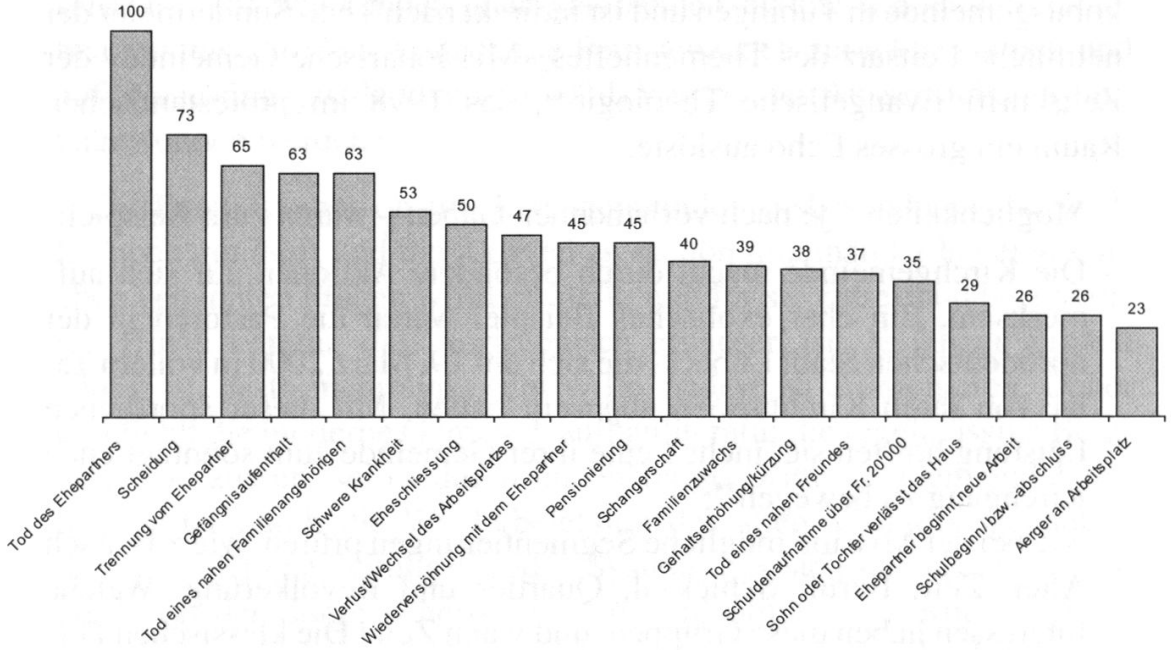
[35] Pastoren seilen sich ab. Kurznachricht in: Kirchenbote für den Kanton Zürich *86* (7/2000), 2.

[36] Siehe *J. Hendriks,* Gemeinde von morgen gestalten, a.a.O., 90 f.

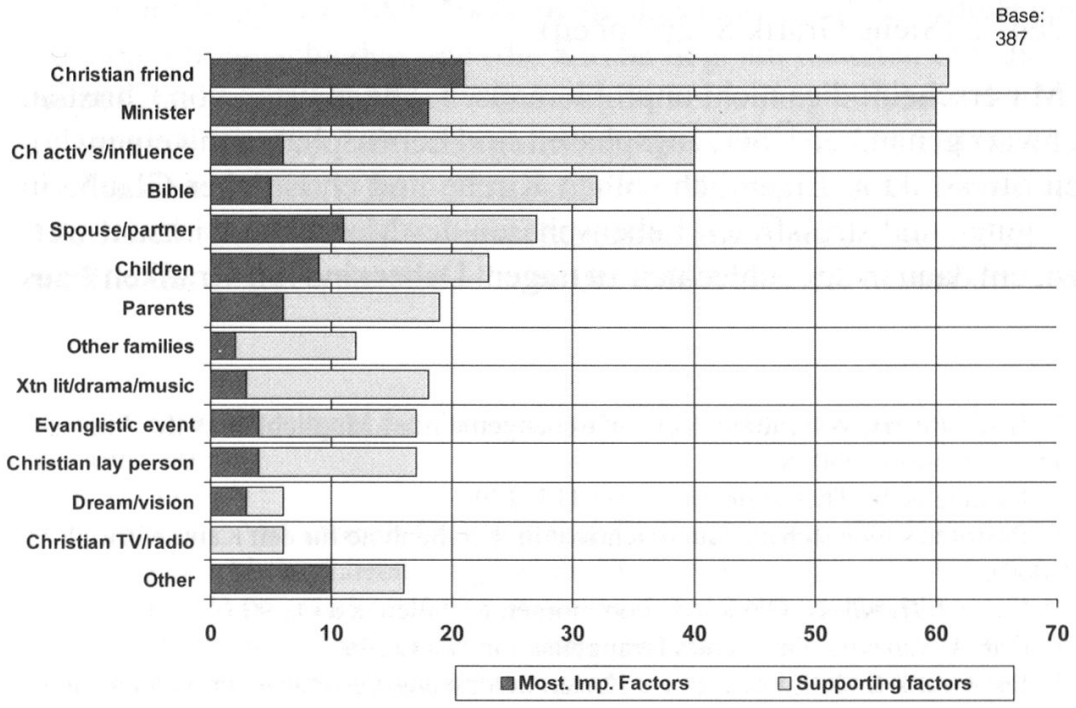
[37] *Chr. A. Schwarz,* Grundkurs Evangelisation, a.a.O., 29.

[38] Die Grafik S. 260 unten meine Zusammenfassung verschiedener anderer. Siehe *J. Finney,* Finding Faith Today. How does it happen?, Swindon ²1994, insbesondere 36 f.

Übergangsphasen



Important factors in Journey of Faith



dem anglikanischen Raum sympathischer, da sie den Schwerpunkt nicht auf bestimmte Lebensphasen legen, sondern auf zwischenmenschliche Beziehungen, die für die Glaubensentwicklung des Einzelnen in allen Lebensphasen bedeutsam sein können:

- Hausbesuche werden – wenn auch nicht von allen – nach wie vor sehr geschätzt[39]. Allerdings setzt der Hausbesuch zumindest eine gewisse Verbundenheit mit der Gemeinde voraus. Sonst fehlt der Anknüpfungspunkt.
- Für die aktiven Gemeindemitglieder sollte die Möglichkeit ausgebaut werden, in allen Lebensphasen, in denen sie dies wünschen, nicht nur seelsorgerlich, sondern auch rituell begleitet zu werden. In diesem Kontext wäre es auch überlegenswert, «Segenshandlungen» grosszügiger als bisher nach innen und aussen zu verwenden[40].
- Vereine oder Gruppen, die am Sterben sind, sterben lassen und nicht mit aller Gewalt am Leben erhalten wollen. Das Konzept einer «additiven» Gemeindearbeit (zu den herkömmlichen Aktivitäten werden die neuen einfach hinzugefügt) aufgeben. Trotzdem gilt: das Angebot der Gemeinde gruppenspezifischer anbieten; es gibt nicht nur Kinder und alte Leute. Es ist eine vitale Gemeinde anzustreben, keine ideale.
- Mit Hilfe von aussen («Missionare») Aktions- und Besuchswochen durchführen und alle Haushaltungen besuchen.
- Erwachsenenkatechese im Rahmen von Gesprächsabenden, zu denen nicht der Pfarrer einlädt, sondern die Teilnehmer/innen der Kerngemeinde Gäste mitbringen.
- Auf dem Religionsunterricht beharren und ihn auch Aussenstehen anbieten. Wenn sich Eltern vom Glauben distanziert haben, ist das ihr Problem. Kinder haben das Recht, mit Religion und Kirche in Kontakt zu kommen, um in der Folge ihre eigene Entscheidung treffen zu können.
- Mehr Angebote für Single-Haushalte.
- Offen sein für unterschiedliche Formen der Mitgliedschaft. Wer häufig den Wohnort und den Arbeitsplatz wechselt, wird kaum geneigt sein, viele langfristig verpflichtende Beziehungen zu einzelnen Personen oder Organisationen einzugehen. Anderseits scheinen bestimmte Formen von Intimität (man geht in eine Selbsterfahrungsgruppe, in der keiner den anderen kennt und in der Regel nachher wie-

[39] *J. Hendriks,* Gemeinde von morgen gestalten, a.a.O., 94–99.

[40] Siehe *Chr. Barben-Müller,* Segenshandlungen als Herausforderung für Kirchen und Theologen, in: Evangelische Theologie EvTh *58* (1998), 351–370.

der trifft) nur möglich, wenn es den meisten Menschen egal ist, wie der einzelne sein Leben gestaltet. Solche Vielfalt hat aber nicht automatisch Unverbindlichkeit zur Folge, sondern durchaus Differenz[41].

- Offen sein für «Mischfamilien». Die religiöse Durchmischung von Familien, die gesellschaftliche Toleranz (Religion ist Privatsache) und die Säkularisierung der Gesellschaft bewirken eine zunehmende Dekonfessionalisierung jeder Religion. Die einzige Möglichkeit, dies zu verhindern, wären ein Absolutheitsanspruch und ein gewisses «Absondern». Es gibt Familien, in denen z.B. die Mutter römisch-katholisch ist, der Vater evangelisch-landeskirchlich und alle fünf ursprünglich katholisch getauften Kinder als Erwachsene verschiedensten Glaubensrichtungen angehören (wie z.B. Buddhismus, Baha'i-Religion, freikirchlich, anglikanisch und Atheist), aber bei bestimmten Feiertagen, Kasualien usw. gemeinsam ein Gotteshaus aufsuchen.
- Prioritäten setzen und mehr mit Projektmanagement arbeiten. Erfolgserlebnisse sind so besser spürbar. Auch eine grossartige Vision braucht zu ihrer Realisierung viele kleine Schritte. Man muss sich aber bewusst sein, dass projektorientierter Gemeindeaufbau andere Gemeinde- und Amtsverständnisse beinhaltet als bisher.
- Immer dran denken, dass eine Kirchgemeinde letztlich ein mitgliedschaftlich strukturiertes System ist und daher alle bei Aktivitäten, Entscheidungen und insbesondere bei Veränderungen mit eingebunden werden müssen[42]. Die Gemeinde sollte stets als lernende Kirche verstanden werden und nicht als lehrende.
- Mission und Gemeindeaufbau können nur gelingen, wenn die Laien in ihrer Verantwortung und Kompetenz gestärkt werden: Sie sind Heilige Gottes und keine Hilfsarbeiter des Pfarrers. Wie dabei ihre Rolle zu gewichten ist, darüber gehen die Meinungen und Modelle auseinander. Einigkeit herrscht anscheinend darüber, dass die Zeiten, in denen der Geistliche / Gemeindevorsteher / Pfarrer die Gemeinde als Stellvertreter des Bischofs allein führt und alle wichtigen Dinge selbst tut, vorbei sind. Es stehen sich nun zwei Modelle gegenüber. Im ersten führen Pfarrer und Kirchenpflege/Kirchenvorstand die Ge-

[41] Vgl. *U. Sander,* Die Bindung der Unverbindlichkeit. Mediatisierte Kommunikation in modernen Gesellschaften, Frankfurt a.M. 1998.

[42] Vgl. *Chr. Barben-Müller,* Territorialgemeinde und andere «Lieux d'Eglise». Praktisch-theologische Überlegungen, in: *M. Krieg/H. J. Luibl* (Hg.), Was macht eine Kirchgemeinde aus? Territorialgemeinde – Funktionalgemeinde – Gesinnungsgemeinde, Zürich 1998, 21–31.

meinde gemeinsam, und die Arbeitsteilung geschieht im Dialog, wenn man einmal von den klassischen priesterlichen Aufgaben im katholischen Bereich absieht. Im zweiten liegt die Führung bei der Kirchenpflege allein und die Gemeindeglieder nehmen die meisten Aufgaben selbst wahr; der Pfarrer ist als geistlicher Ratgeber und sakramentaler Liturg eher dem jüdischen Rabbi[43] oder dem Bischof keltisch-christlicher Prägung[44] vergleichbar. Er sitzt in der Kirche oder seinem Büro und die Leute kommen zu ihm. Er ist der geistliche und rituelle Begleiter. Was würde das letztgenannte Modell für die altkatholische Gemeinderealität bedeuten?

3.3 Der Glauben ist eine Reise durch das ganze Leben

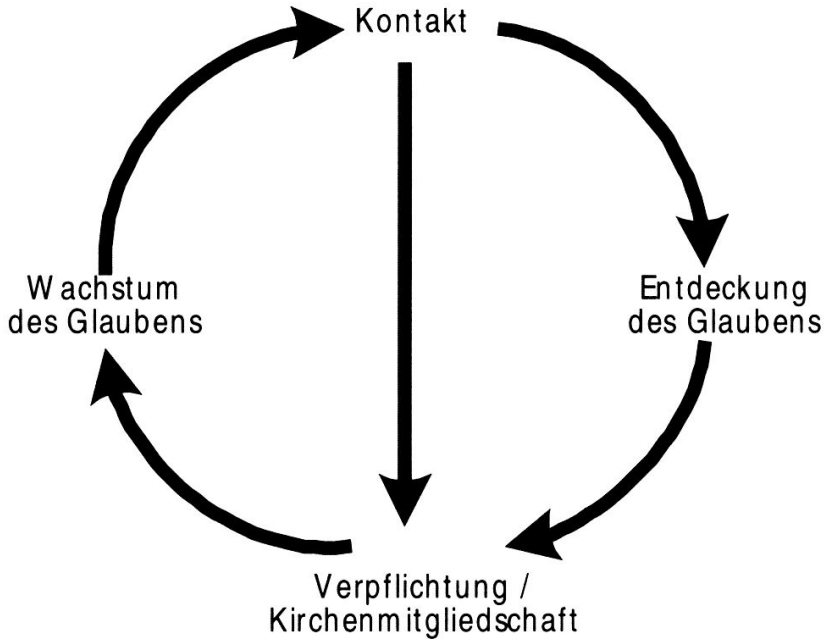
Von 1990 bis 2000 führte die Kirche von England die so genannte Dekade der Evangelisation durch. Bedingt durch ihren volkskirchlichen Charakter decken sich viele anglikanische Überlegungen und Strategien mit den katholischen und reformatorischen in Kontinentaleuropa. Es ist aber der Verdienst anglikanischer Theologen, im Hinblick auf Mission und Gemeindeaufbau besonders deutlich gemacht zu haben, dass der christliche Glaube nichts Statisches ist, sondern eine je «individuelle Reise durchs ganze Leben»[45]. Kirchliches Denken und Handeln muss dies berücksichtigen. Auch wenn jemand mit einer christlichen Gemeinde in Kontakt gekommen ist, begeistert ist und sich ihr verpflichtet, ist das Wachstum des Glaubens und seine Entdeckung nichts Statisches und bei den meisten Menschen in seiner Intensität wechselhaft. In der kirchlichen Pastoral ist es verhängsnisvoll zu meinen, «wen man hat, den hat man, und wer wieder abfällt, ist selbst schuld». Es muss Aufgabe der Gemeinde sein, jedes Mitglied auf seiner persönlichen Glaubensreise[46] im Auf und Ab zu begleiten. (Siehe Grafik S. 264)

[43] Vgl. *A. Grözinger,* Die Kirche – ist sie noch zu retten? Anstiftungen für das Christentum in postmoderner Gesellschaft, Gütersloh 1998, 134–141: Das Amt der Erinnerung.

[44] Vgl. *J. Finney,* Recovering the Past. Celtic and Roman Mission, London 1996.

[45] Siehe *R. Warren,* Building Missionary Congregations. Towards a post-modern way of being church (Board of Mission Occasional Paper 4 = GS Misc 446), London ^{3}1996; *S. Cotterell,* Sacrament Wholeness and Evangelism. A Catholic Approach, Cambridge 1996.

[46] Leider ist mir die Quelle der Grafik «Der Glauben als Reise durchs ganze Leben» nicht mehr bekannt. Die englische Vorlage lag ohne Quellenangabe in meinen persönlichen Unterlagen nach einem Fortbildungskurs 1997 in England.



4. Die Machbarkeit von Gemeinde

Vermutlich ist die Frage nach der «Machbarkeit» von Gemeinde / Kirche einer derjenigen Punkte, die am heftigsten und kontroversesten diskutiert werden können. Die Frage ist unlösbar, solange man vom mystischen Paradigma (Geheimnis des Glaubens) auf der einen Seite und vom funktionalen Paradigma (menschliches Tun) auf der anderen Seite ausgeht und beide als Gegensätze auffasst. Ausgehend von den biblisch orientierten Überlegungen von *Christian Schwarz*[47], der den Gemeindeaufbau mit dem Ackerbau vergleicht und sich mit der Machbarkeit von Gemeinde im freikirchlichen Bereich auseinander setzt, unterscheide ich zwischen einem «wilden Acker» (alles ist Gnade und Heiliger Geist. Der Mensch kann nichts tun) und einem «kultivierten Acker» (alles, auch Gemeinde, ist machbar). Wer für den wilden Acker schwärmt, lehnt alle geplanten Anbaumethoden ab. Wer absolut für den kultivierten Acker ist, huldigt einem institutionalisierten

[47] *Chr. A. Schwarz*, Die Dritte Reformation. Paradigmawechsel in der Kirche, Neukirchen-Vluyn 1993, 300–314.

Objektivismus bzw. ist nach *Schwarz* ein Magier. Die Mitte wäre ein «bearbeiteter Acker». Diesem Terminus liegt die Überzeugung zugrunde, dass einerseits die Ereignisebene – der Glauben – letztlich nicht machbar ist; andererseits es aber auch nicht egal ist, was die Gemeinde bzw. die Kirche tut. Und in diesem Sinne ist Kirche machbar und Gemeindeaufbau auf der institutionellen Ebene ein wissenschaftliches Fach. Nach *Schwarz* hat der Landwirt, der seinen Acker gut überlegt bearbeitet, eine Chance auf eine grössere Ernte. Allerdings ist die Arbeit vergebens, wenn sie nicht «im Einklang mit der Natur» (dem Glauben) und «organisch» (es braucht Zeit) geschieht. Dabei ist erfolgreiches Arbeiten nur möglich, wenn man zuvor gut überlegt, welche institutionelle Ebene man überhaupt will (z. B. eine freikirchliche, eine volkskirchliche bzw. welche Schattierung). Das lässt folgende Aussagen zu:

- Gemeinde ist auf der institutionellen Ebene machbar, indem Gemeindeaufbau die Ereignisebene fördert.
- Die Machbarkeit von Gemeinde findet ihre inneren Grenzen im jeweiligen Kirchensystem.
- Die Machbarkeit von Gemeinde findet ihre äusseren Grenzen in der gesellschaftlichen Realität.
- Es gehört zum Schicksal fast aller ideologischen Organisationen, dass die Sorge um den «Erhalt» irgendwann wichtiger wird als die Organisation. Damit verfestigen sich Werte und Strukturen, die in einer bestimmten Zeit angemessen und daher wirksam waren, die in einer anderen Zeit jedoch nicht angemessen und daher nicht mehr wirksam sind. Was dann bewahrt wird, ist nicht mehr die Ereignisebene, sondern nur noch die institutionelle Ebene.

5. Mythos, Vision, Identität und Paradigmenwechsel

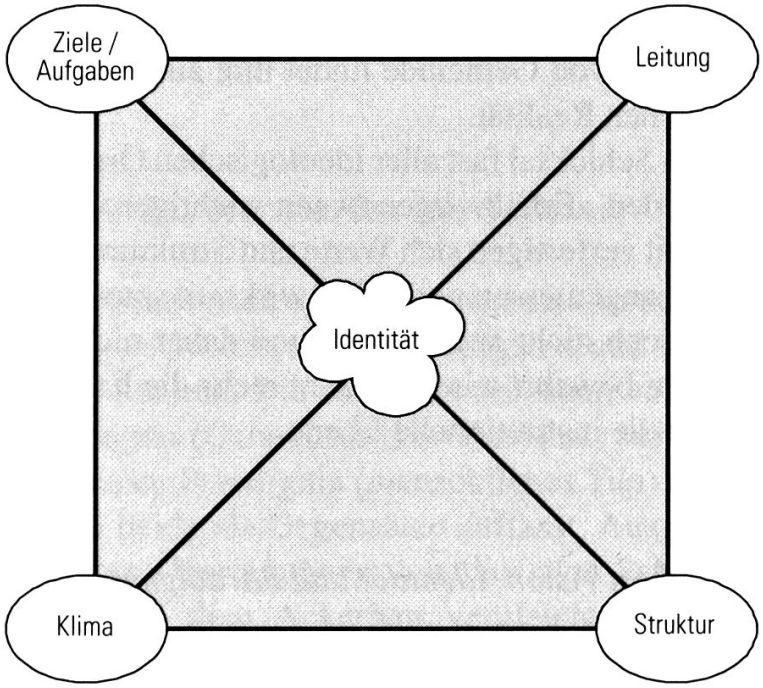
«Ein Mythos ist ... der gemeinsame Traum, die gemeinsame geschichtliche Erfahrung einer Gemeinschaft. Einer allein kann keinen Mythos haben.»[48] Mose führte die Israeliten aus Ägypten durch die Wüste ins Gelobte Land. Gott gab ihnen Brot und Wasser. Die Identität festigte sich nicht nur durch die Vision vom Gelobten Land, sondern auch durch die Bundeslade mit den 10 Geboten und dem sich daraus entwickelnden Kult.

[48] *R. Rohr,* Der nackte Gott: Plädoyers für ein Christentum aus Fleisch und Blut, München [8]1994, 51.

In meinem Kontext verstehe ich unter Mythos den christlichen Glauben insgesamt und unter Vision seine jeweils konfessionelle Ausformung im Sinne einer spezifischen Leitidee. Identität wäre dann das Ergebnis des christlichen Mythos und einer seiner bestimmten Ausformungen (Vision). Theoretisch hiesse das am Beispiel des Altkatholizismus: Sein Mythos besteht wie bei den anderen Kirchen in Tod und Auferstehung Jesu Christi bzw. in der Botschaft von der Gnade Gottes im Kreuz Jesu Christi. Seine Vision ist ein altkirchlicher und weltoffener Katholizismus in Wort, Sakrament und Amt. Praktisch ergibt sich aber daraus alleine keine Identität.

Zu den Zielen und Aufgaben (Mythos und Vision) kommen seine reale Struktur, seine Leitung und das Arbeits- und Umweltklima als Faktoren hinzu[49]:

Faktoren in Bezug auf Identität und Vitalität von Gemeinde



Aus dieser grafischen Darstellung wird deutlich, dass die Identität und die Vitalität einer Kirche einerseits im hohen Masse von der Umsetzung ihrer Ziele und Aufgaben abhängt und anderseits von ihrer Lebens- und

[49] Die Grafik «Systeme von Faktoren hinsichtlich Identität und Vitalität» ist entnommen: *J. Hendriks*, Gemeinde von morgen gestalten, a.a.O., 40.

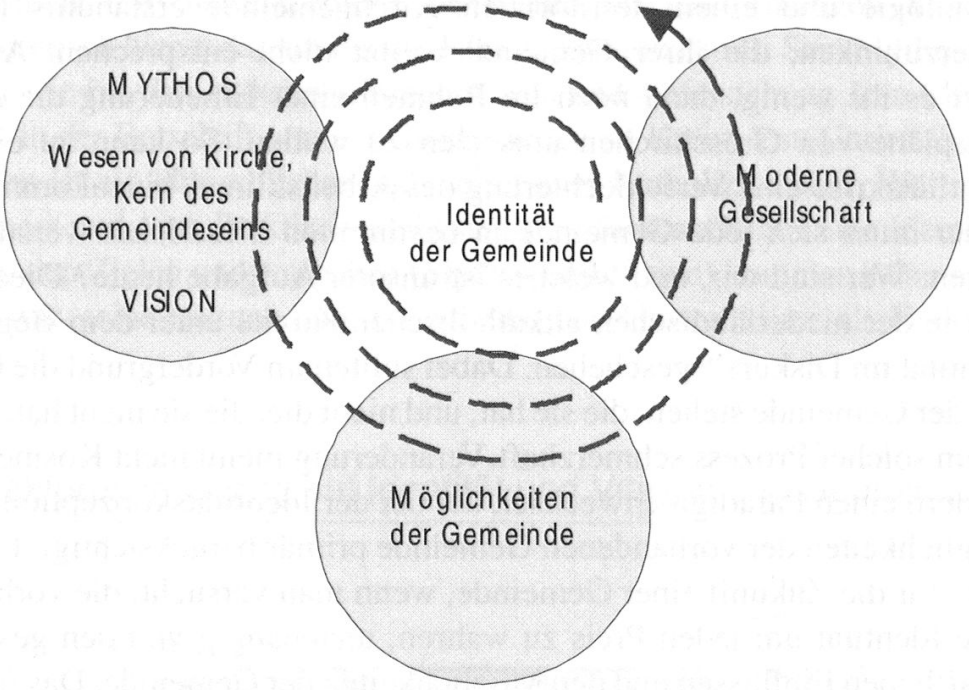
Strukturrealität. Einer altkatholischen Gemeinde mit 200 Mitgliedern in der Extremdiaspora etwa nützt das Bewusstsein wenig, die katholische Kirche zu sein, wie sie bis 1870 existiert hat, und einer Ortskirchenekklesiologie und einem territorialen Kirchgemeindeverständnis hinterherzuhinken, die ihrer Gemeinderealität nicht entsprechen. Auch nützt es ihr wenig, dann noch im Rahmen einer Erneuerung die Aktionspläne von Grosskirchen umsetzen zu wollen. So kann zu einer Identitätskrise eine Verschlechterung des Arbeitsklimas hinzukommen. Daher muss sich jede Gemeinde in bestimmten Situationen verstärkt fragen: Wer sind wir, und welches ist unserer Aufgabe heute? Dies ist z.B. in der niederländischen altkatholischen Kirche unter dem Begriff Identität im Diskurs[50] geschehen. Dabei sollten im Vordergrund die Gaben der Gemeinde stehen, die sie hat, und nicht die, die sie nicht hat. Oft ist ein solcher Prozess schmerzhaft. Veränderung meint nicht Kosmetik, sondern einen Paradigmenwechsel, der bei der Identitätskonzeption die Möglichkeiten der vorhandenen Gemeinde primär berücksichtigt. Fatal ist es für die Zukunft einer Gemeinde, wenn man versucht, die vorhandene Identität um jeden Preis zu wahren, unabhängig von den gesellschaftlichen Einflüssen und den Möglichkeiten der Gemeinde. Das führt zu Wunschbildern und Frustrationen und verwechselt die jeweilige Identität mit dem Mythos und der Vision[51]. (Siehe Grafik S. 268)

Gerade bei Erneuerungsprozessen geschieht dieser Fehler oft, weil man Identität für etwas Statisches hält. Dies ist ein Spiegelbild der allgemeinen Problematik heutiger Wissenschaft und Gesellschaft. Überall zeigt sich immer deutlicher, dass die dringendsten Probleme nicht isoliert verstanden und gelöst werden können. Sie sind «systemische» Probleme. Das heisst, sie sind miteinander verknüpft und voneinander abhängig. Ihre Lösung wird nur gelingen, wenn wir imstande sind, ganzheitlich zu denken und zu handeln[52].

[50] *Joris Vercammen,* Identität im Diskurs, in IKZ 3/1998 (88. Jahrgang), 377–401, 380: «Identität wird entwickelt, indem die Tradition, in der man steht, auf den gegebenen aktuellen Kontext bezogen wird. Die Individuen, die miteinander Glaubensgemeinschaft aufbauen wollen, werden darum eingeladen, Schrift und Tradition mit den heutigen Lebensumständen zu konfrontieren, mit dem Ziel, einen Auftrag zu entwerfen, dem man sich gemeinsam verpflichtet. Das Ziel dieses Diskurses ist es, zu einer gemeinsamen Entschlüsselung von Leben und Welt zu kommen ... Das ist auch nicht anders möglich, da die Identität der Gläubigen und der Gemeinde niemals in der Vergangenheit liegen kann.»

[51] *J. Hendriks,* Gemeinde von morgen gestalten, a.a.O., 167.

[52] Siehe Beratergruppe Neuwaldegg, Das systemisch evolutionäre Management, Wien 1992.



6. Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Zu den grossen Herausforderungen der heutigen Zeit gehört die Gestaltung tief greifender Veränderungsprozesse, um Organisationen, wie auch die Kirchen, auf eine sich stark verändernde Gesellschaft auszurichten. Dabei handelt es sich meistens um hochkomplexe Prozesse, die sämtliche Aspekte der jeweiligen Organisation betreffen. Voraussetzung für ein gutes Change-Management sind Konzepte, Verfahren und kommunikative Prozessstrukturen und vor allen Dingen der wirkliche Wille zu einem Paradigmenwechsel. Bevor solche Gestaltungsmodelle, die ganzheitlich und längerfristig ausgerichtet sein müssen, überhaupt beginnen und greifen können, muss die Erarbeitung einer («neuen/alten») Vision in Auseinandersetzung mit der bisherigen Identität und Vision als Kernprozess vorausgegangen sein. Visionen als klare, gewollte Zukunftsvorstellungen kommen meistens nicht im Sinne einer Eingebung zustande, sondern sind das Ergebnis von Grundsatzdiskussionen in den Leitungs- und Entscheidungsgremien, die im bisherigen Mythos verwurzelt und mit der bisherigen Identität verarbeitet sein müssen. In Nonprofit-Organisationen bedarf

es aber zusätzlich der Einbindung und der Mobilisierung der Mitglieder für eine solche Vision[53].

Die Strukturen vergangener Zeiten leben zwar in der Kirche – wie in jeder Nonprofit-Organisation – noch lange weiter, auch wenn sie nicht mehr «zeitgemäss» sind. In Krisensituationen werden sie sogar oft im Sinne der «guten, alten Zeit» beschworen und für die Identität – ja sogar für die Vision und den Mythos – gehalten. Das kann aber auf Dauer die Erneuerung nicht aufhalten. Gemeinde bzw. Kirche ereignet sich aktuell immer in der jeweils aktuellen Begegnung von christlicher Botschaft (Bibel und bisherige Tradition) und Gesellschaft. Kirche kann ihrem «Auftrag» nur treu bleiben, indem sie sich wandelt. Weder ein reiner Aktivismus (hart gegensteuern) noch ein Kuscheln (total anpassen) allein helfen, sondern nur ein Dialog mit der Gesellschaft. Zu diesem Dialog gehört es, gewisse «Gegebenheiten» und «Entwicklungen» erst einmal zu akzeptieren und sich auf sie – nicht unkritisch – einzulassen. Zu akzeptieren wäre heute Folgendes:

- Religion in der postmodernen Gesellschaft ist eine institutionalisierte oder organisierte Möglichkeit für Individuen, ihre Religiosität individuell zu leben[54]. Dies ist die erst einmal zu akzeptierende Wirklichkeit, unabhängig davon, ob dies eine Religion von ihrem Selbstverständnis auch so sieht oder nicht.
- Die Zugehörigkeit zu einer Kirchgemeinde oder Kirche wird in Zukunft primär von persönlichen Bedürfnissen bestimmt und nicht von konfessionellen und theologischen Faktoren. Die Folge ist eine «gespaltene Identität», da die Frage nach der Aufgabe vor Ort (Wie wollen wir Gemeinde nach innen und aussen sein?) losgelöst wird von der Frage nach der theoretischen Zugehörigkeit (Welcher Konfession bzw. Denomination gehört die Kirchgemeinde formell an?). In der Praxis scheint dies den Kirchenleitungen und der konfessionellen Universitätstheologie mehr Probleme zu bereiten als den Kirchgemeinden bzw. den Leuten. Die bisherigen Kirchgemeindestrukturen im Sinne des alten Parochialsystems gibt es eigentlich nicht mehr, auch wenn die Kirchen immer noch in ihnen denken und handeln.

[53] Von Antoine de Saint-Exupery stammt ja der bekannte Satz: «Wenn Du ein Schiff bauen willst, fang nicht an, Holz zusammenzutragen, Bretter zu schneiden und Arbeit zu verteilen, sondern wecke die Sehnsucht nach dem grossen, weiten Meer.»

[54] *A. Feige*, Anmerkungen zur Religion in der spätmodernen Gesellschaft Westeuropas, in: IKZ *88* (1998), 376.

- Das Nachwuchschristentum wird ergänzend und verstärkt durch ein Wahlchristentum ersetzt werden. Dabei wird der Situation besonders Rechnung zu tragen sein, dass es einerseits eine Erwachsenenkatechese braucht, andererseits viele Erwachsene in ihrer Kindheit bereits religiös geprägt wurden[55].
- Die Zukunft einer Kirche wird abhängen von ihrer Mitgliederstärke, deren Mobilisierung (Identifikation, Konfliktfähigkeit, Einbindung und Gruppen als Zellen), ihrer Finanzkraft, ihrer sozialen Tätigkeit (sofern sie erkennbar ist als «Zeugnis des Glaubens») und vor allem ihrer spirituellen Lebendigkeit[56], die in besonderer Weise Ausdruck des Mythos und der Vision ist. Trotzdem ist die heutige Ausgangssituation realistisch einzuschätzen. An den meisten Orten wird es erst einmal nur um eine Konsolidierung und Schaffung neuer Zukunftswerkstätten gehen. Dabei könnten besonders hilfreich sein: Projektmanagement, Wahrnehmen der jeweiligen Kernkompetenz und das Setzen von Prioritäten.

Daraus ergibt sich für mich nicht die Reihenfolge Angebotskirche, Beteiligungskirche, Erlebniskirche. Man müsste die drei umdrehen: Zuerst Erlebniskirche (das Erleben steht am Anfang), dann Beteiligungskirche (und vielleicht auch Bekenntniskirche) und zuletzt Angebotskirche[57]. In ihrem Zentrum müsste Toleranz, Verständnis, Diskussions- und Dialogbereitschaft und vor allem eine zeitgemässe Glaubensvermittlung mit aktuellem Profil und spürbarer Spiritualität stehen. Die mittelalterliche Erlebniseinheit von Orts- und Kirchgemeinde gibt es nicht mehr. Christliches Leben und Engagement ist nur noch partiell möglich. Die stark individualistischen Züge und de-institutionellen Aspekte postmoderner Religiosität sind für die Revitalisierung der Kirchen nicht unproblematisch, da ihr Streben auch darin besteht, verbindliche Gemeinschaft zu konstituieren. Andererseits kann man die religiöse Individualisierung als Säkularisierung im positiven Sinne verstehen. Dadurch muss sich die Gemeinde mit dem Glauben jedes Einzel-

[55] Und zwar in einem positiven oder negativen Sinne oder natürlich auch in einem nicht-religiösen Sinne. Entscheidend ist, dass die so genannte religiöse Sozialisation (und dazu gehört auch eine atheistische Erziehung), die in der Kindheit und Pubertät geschieht, die meisten Menschen prägt. Siehe z.B. *Chr. Bachmann,* Religion und Sexualität. Die Sehnsucht nach Transzendenz, Stuttgart 1994.

[56] *M. Albus* u.a., Das Christentum am Ende der Moderne, Düsseldorf 1996.

[57] An dieser Stelle habe ich für wichtige Impulse Herrn Pfr. Martin Koestler zu danken, der in Winterthur immer wieder im Rahmen der Erwachsenenbildung Vortrags- und Diskussionsabende zu diesen Themenkreisen anbot.

nen und ihrem Kollektiven stets auseinander setzen. Das verhindert, andere zu vereinnahmen. In diesem Sinne kann Säkularisierung zu einer höheren Form der Religiosität führen

Die altkatholischen Gemeinden werden nur dann – wie alle anderen Gemeinden auch – eine Zukunft haben, wenn es ihnen gelingt, Gemeindeaufbau und Mission in einer Art und Weise zu verwirklichen, die einerseits ihrer Vision von Kirche und andererseits ihren Möglichkeiten entsprechen (Wer sind wir? Wohin wollen wir? Wohin können wir?). Wenn dies bewusst und prozessorientiert geschieht, kann von Identitätsfindung und einem Paradigmenwechsel im positiven Sinne gesprochen werden.

Zu diesem Paradigmenwechsel gehört vor allem die Erkenntnis, dass «Kirchlichkeit» in der Postmoderne anders definiert werden muss. Bisher war Kirchlichkeit gekennzeichnet durch die Häufigkeit des Kirchgangs, die Übereinstimmung in dogmatischen Aussagen und die Verwurzelung im gleichen Milieu[58]. Heute definiert jedes Mitglied seine Mitgliedschaft eigenständig. Jemand «gehört» nicht zu einer Kirchgemeinde, sondern er «begibt» sich zu ihr, wenn er durch sie in einer bestimmten Situation seines Lebenslaufes «angesprochen» (Mission und Gemeindeaufbau) wird. Das hat tief greifende Folgen:

- Die herkömmliche Parochialstruktur löst sich in ein pluriformes, farbiges Bild auf[59]. Die Gemeinde der Zukunft ist de facto eine Kirchgemeinde mit offenen Grenzen, eine «Karawansei»[60].
- Die Art und Weise der Pfarrstellenbemessung wird sich langfristig nur noch an dem orientieren können, was sich effektiv ereignet, und nicht mehr an dem, was dazugehört[61].

Die «Neuorientierung» wird in vielen Kirchen zu «Richtungskämpfen» führen. Denn man kann der Karawansei als Alternative eine «Burg der Gewissheit» oder ein Ghetto gegenüberstellen. Allerdings dürfte das Interesse daran eher klein sein.

[58] *E. Hauschildt,* Milieus in der Kirche. Erste Ansätze zu einer neuen Perspektive und ein Plädoyer für vertiefte Studien, in: Pastoraltheologie PTh *87* (1998), 392.

[59] *M. Hein,* Thesen zu einer «Theologie des Gemeindeaufbaus» in der Grossstadt, in: Pastoraltheologie PTh *87* (1998), 195.

[60] *K. Foitzik/E. Gossmann,* Gemeinde 2000 – Wenn Vielfalt Gestalt gewinnt: Prozesse, Provokationen, Gütersloh 1995, 103–106.

[61] *M. Hein,* a.a.O., 196.

[62] A.a.O., 195.

«Eine so verstandene Theologie des Gemeindeaufbaus wird dazu führen, das Differenzbewusstsein der Kirchen zu stärken ... Nicht alle müssen alles machen! ... Einzelne Kirchen ... werden ihr besonderes Profil entwickeln (möglicherweise im ausdrücklichen Bezug auf die umgebenden Lebenswelten, möglicherweise aber auch als Anziehungspunkt weit über diese engen Grenzen hinaus): liturgisch, musikalisch, missionarisch, ökumenisch, diakonisch, erwachsenenbildnerisch, kulturell sowie alters- und gruppenspezifisch.»[62]

Das altkatholische bzw. konfessionelle «Kunststück» jeder Kirche wird darin bestehen, die «Kernkompetenz» jeder einzelnen Kirchgemeinde zu entdecken und sie zugleich in die gemeinsame Identität und Vision einzubetten bzw. sie aus dieser heraus zu entwickeln versuchen.

Winterthur *Harald Rein*